

**Liverpools Schicksalsfrage**

Man ist entweder rot oder blau: Führungen durch die Stadien der beiden großen Fußballvereine. Seite 2

**Mandelas Erbe**

Das Ende der Apartheid hat Südafrikas Tourismus viel Fortschritt und viel Enttäuschung gebracht. Seite 3

**Europas Großmutter**

Gegengift zum Brexit: Großbritannien feiert den zweihundertsten Geburtstag von Queen Victoria. Seite 5

**Hongkongs Erwachen**

Zwei Jahre lang hat Michael Wolf den Sonnenaufgang fotografiert – es wurde sein letztes Buch. Seite 6



Mit Geduld und ohne Spucke: Es ist nicht so einfach, die Leidenschaft der Vogelbeobachter zu verstehen und ihr höchstes Glück zu teilen, einmal im Leben einen Höckerschwan, Seidenschwanz oder Tannenhäher erblickt zu haben.

Fotos Franz Lerchenmüller

Es ist Montag Morgen, kurz vor Sonnenaufgang auf der estnischen Insel Saaremaa, und der innigste Wunsch von acht Menschen, die sonst wenig gemeinsam haben, erfüllt sich gerade. Da sitzt er! Ganz oben auf einer Fichtenspitze wirft er ruckartig den fast viereckigen Kopf hin und her und blickt mit gelben Augen wie ein grimmiger Beherrscher seines Reiches auf uns herunter: der Sperlingskauz.

Seit einer Stunde stapfen wir hinter unserem Führer Andreas durch den Wald. Immer wieder hat er die melancholische Tonfolge geblöht, die der Kauz angeblich noch in zwei Kilometern Entfernung hört und die ihn geradezu zwingt, dem vermeintlichen Eindringling streitlustig entgegenzuweichen. Immer wieder hat er durch sein Fernglas die nahen Wipfel gemustert. Nichts zu sehen. Dann plötzlich dieser fast unhörbare Pfiff von irgendwoher. Wie elektrisiert war er losgestürzt, tiefer ins Dickicht, vorbei an den modernsten Resten einer Bockwindmühle. Hier stand einst, wie so häufig in Estland, ein Gehöft, und vor hundert Jahren strich der Wind über Buchweizenfelder. Noch einmal das dunkle Grün abgesucht – und da ist es jetzt endlich, das Objekt unserer morgendlichen Begierde. Der Führer ist erleichtert, und dann strömt das geballte Wissen aus fünfzig Jahren Vogelbegeisterung nur so aus ihm heraus: Der Sperlingskauz ist dämmerungsaktiv, wird mit vier Monaten geschlechtsreif und gilt als Vogeljäger Nummer eins. Auch größere Opfer tötet er mit gezieltem Nackenbiss, und für maue Jagdzeiten legt er Beutedepots in alten Spechthöhlen an. „Den haben wir uns heute hart erarbeitet“, sagt Andreas stolz. „Das ist verdientes Glück.“ Durch das Spektiv gesehen, das Beobachtungsfernrohr, das dreiunddreißigfach vergrößert, scheint der Vogel ein wahrer Kaventsmann zu sein. In Wirklichkeit ist er nicht größer als ein Star.

Die Wildnis ist kein Futterhäuschen. Wer andere Vögel kennenlernen will als Amsel, Drossel, Fink und Meise, muss sie da aufsuchen, wo sie zu Hause sind oder während ihres Zuges rasten, im Unwegsamen meist. Vögel beobachten heißt Suchen und vielleicht Finden. Bei Menschen, die das zu ihrem Hobby oder ihrem Beruf gemacht haben, den Ornithologen, handelt es sich nach landläufiger Meinung überwiegend um verschrobene, ältere Herren in ausgebeulten Cordhosen, die die Gesellschaft von Kanadagänsen jedem Kontakt zu ihresgleichen vorziehen und sich selbst zum Geburtstag mit Ferngläsern und Kameras im Wert von Kleinwagen beglücken. Die Gruppe, die sich einen Tag zuvor am Flughafen von Tallinn getroffen hat, widerlegt dieses Klischee aufs angenehmste. Fünf Men-

schen zwischen dreiundzwanzig und vierundfünfzig, der IT-Manager und die Bauleiterin aus Bayern, der angehende Beamte aus Cuxhaven, ein Wirtschaftswissenschaftler aus Berlin und die Chemische Technische Assistentin aus Baden-Württemberg sowie ein schreibender Ornithologen-Azubi werden sich die nächsten sechs Tage gemeinsam den gefiederten Freunden widmen. Und keiner wirkt entwurzelt, weltentrückt oder verbissen, im Gegenteil. Nur die Sache mit den Kameras, die könnte hinkommen.

Im Kleinbus geht es auf die Insel Saaremaa. Während der Überfahrt weist Reiseleiter Andreas auf Nebelkrähen und Eisenten hin und stellt sich selbst vor. Der studierte Forstingenieur, der ein wenig an den Schauspieler Bill Murray erinnert, machte schon vor Jahren seine Leidenschaft zum Beruf und zeigt Gästen seitdem vor allem in Osteuropa, Russland und Griechenland die jeweilige Vogelwelt. Zweiter Mann ist Peep Rooks, ein junger Schlaks aus Estland, der nach dem Studium der Anthropologie die Beschäftigung mit der Natur doch der mit Menschen vorzog.

Von Estland schwärmen beide als wahren Ornithologenparadies. Hier rasten oder überwintern die Teilnehmer des ostatlantischen Vogelzugs auf ihrem Weg vom Polarmeer zum Südatlantik, und hier finden sie auf engem Raum eine Vielzahl unterschiedlicher Landschaftsformen: kieselige Küsten, weite Moore mit uralten Krüppelkiefern, feuchte Erlenbrüche und Wiesen, die seit dem Umbruch 1990 nicht mehr bestellt werden. Es gibt eine Unzahl verfallener Erdkeller und alter Kalkgruben, und rund um die Eichen auf ihren Äckern sichten die Bauern gesammelte Steine auf, zwischen denen wieder kleine Flecken Mischwald hochwachsen. Kurz: Für fast jeden Vogel findet sich ein passendes Plätzchen. Dazu kommt, dass das Land sehr dünn besiedelt ist, Landwirtschaft weit weniger intensiv betrieben wird als in Mitteleuropa und, auch nicht zu vergessen, die vor fünf Jahren ausgebrochene Schweinepest alle Wildschweine fast vollständig ausgerottet hat, was

wiederum Bodenbrütern wie Heidelerchen oder Birkhühnern zugutekommt.

Am selben Tag noch geht es zur Nordküste von Saaremaa. Am Kap von Tagaranna, gegenüber dem dreißig Meter hohen Kalkfelsen der Panga-Bank, weht ein starker Wind. Und doch hört man zum ersten Mal von den Teilnehmern ein fröhlich überraschtes „Oohl“. Die Scheckenten sind da, tatsächlich. Sie leben in der arktischen Barentssee, und nur diese kleine Gruppe von vielleicht hundert Vögeln zieht jedes Jahr so weit nach Süden – für alle Mitreisenden eine der „Zielarten“, also ein wichtiger Grund dieser Reise. Zweihundert, dreihundert Meter weit draußen dümpeln im Wasser schwarze Punkte, tauchen auf und werden wieder verschluckt von den Wellen. Ob der Azubi durchs Glas die schwarze Halsbinde, den grünen Fleck überm Schnabel und den kurzen Schwanz denn erkennen könne? Mit viel gutem Willen kann er. In der anschließenden Fachdiskussion aber, ob sich unter die schwarzen Trauerrenten gleich daneben auch ein paar ebenso schwarze Samtenten gemischt hätten, hält

er klugerweise den Mund. Interessanter dünken ihn die grau-weißen Schneeammern, die im Ufersaum auf und ab hüpfen wie Federbälle und eifrig picken. Offenbar haben sie ein köstliches Buffet gefunden und fressen sich voll für die Reise auf die Hochebenen Skandinaviens. Ammern, fragt er sich und die anderen, wurden die nicht früher gemästet und als kulinarische Spezialität serviert? Und ruft mit dieser unschuldigen Anmerkung eigenartig befremdete Blicke hervor.

In den nächsten Tagen fahren wir jeden Morgen hinaus, noch vor Tagesanbruch, wenn der Himmel erst in ein silbriges Grau übergeht, am Rande durchzogen von bläulichen Schleiern. Nach der Morgenexkursion folgt eine Tagestour, und wenn abends rote Lohe über den schwarzen Schemen der Kiefern leuchtet, sind wir wieder unterwegs. Wir fahren im Kleinbus über gekieste Forstwege, waten durch Schwemmland, schleichen durch Unterholz und stapfen über sandige Dünen. Als es dem Azubi gelingt, die flatterhafte, schwarz-weiße Wolke über

einem Acker als Kiebitzschwarz zu erkennen, sagen die Blicke der Begleiter „brav“, während sie eifrig Höckerschwan, Seidenschwanz und Tannenhäher notieren.

Als unermüdlicher Antreiber erweist sich Andreas. Er kennt die Gegend, als wäre er hier aufgewachsen, erinnert sich, dass vor zwei Jahren genau auf jenem Ast eine Sperbereule saß, und wenn abends alle nur noch das erste kühle Bier im Herrenhaus im Sinn haben, stoppt er mindestens noch dreimal, springt aus dem Bus, imitiert die Rufe der Nachtvögel und nimmt es fast persönlich, dass der Habichtskauz diesmal einfach nicht darauf eingehen will. Die Fotografen der Gruppe ermahnt er ganz unzeitgemäß, nicht nur Bilder zu schießen, sondern sie auch in sich aufzunehmen. Und er ist auch die letzte Instanz bei allen ornithologischen Streitfragen, wobei die Vertreter von Bayern, Cuxhaven und dem Schwarzwald oft munter dagegehalten.

Der ornithologische Klippschüler aber lernt während dieser Tage Grundlegendes aus der Welt der Vogelbeobachter. Wer es ernst mit seinem Hobby meint, hat die Fachblätter „Vögel“ oder „Der Falke“ abonniert. Er opfert Tausende von Euro für Spektive, Ferngläser und Kameras und wechselt gern zum jeweils neueren Modell. Über seine Beobachtungen führt er Deutschland-, Jahres-, Welt- und Lebenslisten, die so etwas wie das Handicap des Golfers darstellen. Erfahrene „Birder“ werden in den „Club der 300“ aufgenommen und gelten damit als Crème der Branche. Cuxhaven und Berlin gehören dazu. Der Mann aus Bayern, der als Kind Süßwassermollusken sammelte, hat in seinem Leben sogar schon vierhundertneundzwanzig Arten von Vögeln gesehen oder gehört, die er klar bestimmen konnte. Ordnung ins Chaos zu bringen, darum gehe es ihm schon sein ganzes Leben lang, sagt er.

Und die anderen? Gut, wer Vögel beobachtet, kommt lange an die frische Luft, das hat der Azubi inzwischen gelernt. Aber warum fährt jemand stundenlang

durch die Gegend, pirscht durch nassen Wald, steht sich die Beine beim endlosen Warten in den Leib, während die Kälte vom Boden die Waden frostet? Warum nimmt jemand das alles auf sich? Der eine schätzt vor allem, dass er zielgerichtet in der Natur unterwegs ist und beim Beobachten alles andere vergisst. Die andere begeistert, dass sie einen Einblick bekommt, wie Lebewesen in der Natur sich verhalten und unterhalten. Der Dritte verweist auf sein Jäger- und Sammler-Gen. Alle aber lieben die Überraschung und das sportliche Element: Man weiß nie, was einen erwartet. Und je mehr erfolgreiche Sichtungserfolge er oder sie vorweist, desto mehr Waldläuferinstinkt steckt im Mann und der Frau.

Für die zweite Hälfte der Reise geht es zurück aufs Festland, in die nordwestlichste Ecke des Landes. Eulen, Spechte und Rauhfußhühner stehen jetzt im Fokus. Am Vesikjärvi, einem See, stapfen wir durch einen vor Jahren abgebrannten Wald. Preiselbeeren, Sandsegele und Silbergras haben sich im Sand angesiedelt, junge Birkenstämme kommen hoch, dort, wo Wald war, wird Heide, wird irgendwann wieder Wald. Unter einem Baum türmen sich die Hinterlassenschaften des Auerhahns. Die ovalen Marzipankartoffeln dagegen stammen von Elchen, die manchmal zwischen Birkenstämmen gelangweilt herüberäugen. Andreas fiept jetzt immer wieder auf einer Pfeife hohe, dünne Töne, die Walddhüner anlocken sollen. Sein estnischer Gehilfe kratzt an toten Stämmen, um eventuelle Bewohner alter Spechthöhlen weiter oben herauszulocken. Doch nie ist einer zu Hause, die Käuze sind unpässlich, unwillig oder unzuverlässig. Immerhin aber notiert man Trompetergimpel, Kleiber und Haubenmeise. In einer lichten Schonung entdeckt der Führer sogar einen Kiefernkreuzschnabel, strahlt vor Rührung und macht eine ganz eigene Rechnung auf: „Ein Kiefernkreuzschnabel ist zwölf Auerhähne wert.“

Der Azubi hört und sieht immer noch wenig Gefiedertes, aber viel Menschliches. Seine Kolleginnen und Kollegen grüßen ihn am Morgen mit „Hallo, ein Erlenzeisig, hörst du?“. Sie sprechen über Maueresgler in Huelva, Tordalke auf Helgoland und Goldhähnchen im Schwarzwald. Ihre Welt ist gespickt mit Erinnerungen an Raritäten. Und auch die Diskussionen um Birders bestmögliches Handwerkzeug flammen immer wieder auf: Marken, Brennweiten, Handlichkeit, Preise. Doch ihre Welt umfasst nicht nur Berghänfling, Kornweie und Bergfink. Alle stehen sie mitten im Leben, und die abendlichen Diskussionen drehen sich sehr wohl auch um die Zukunftschancen des akademischen Proletariats oder die Betriebskultur in amerikanisch geführten Firmen.

Wie aber kommen auf einer solchen Vogelreise erfahrene Spezialisten mit ihren

Fortsetzung auf Seite 3

## Die Wildnis ist kein Futterhäuschen

Wer sich als Anfänger in Estland einer Gruppe von Ornithologen anschließt, entdeckt und hört erst einmal wenig, lernt aber viel dazu – über sich und diese anderen.

Von Franz Lerchenmüller



Keine Angst vor nassen Füßen: Ein Ornithologe fürchtet weder Matsch noch Sumpf.

# Für die Löwen sind wir nur harmlose Dinosaurier

Die Apartheid ist überwunden, aber viele Probleme bleiben: Das moderne Südafrika funktioniert nicht ohne soziales Unternehmertum und das Engagement Einzelner, die sich um die Gemeinschaft kümmern.

Von Sven Lager

**M**ister Sven!“ Ein junger Mann begrüßt mich beim Frühstück in der Farmküche unserer Freunde. Keine Ahnung, wer das ist, aber er freut sich wirklich, mich wiederzusehen. Kurz schäme ich mich, Gesichter erkenne ich nicht immer wieder, aber dann dämmert es mir. Vor mir steht der kleine Nkosi aus dem Dorfinternat. Er war vor zehn Jahren in meiner Mittwochsgruppe, um die acht Jungs, alle aus armen oder schwierigen Familien und alle verrückt nach Obst. Nicht nach Keksen oder Schokolade, sie rissen mir jedes Mal Mandarinen, Äpfel und Birnen aus den Händen und lachten glücklich auf der schlammigen Dorfweide. Ich drücke ihn an mich, er ist ein schöner Mann geworden. Er studiert ab dem nächsten Jahr Meeresbiologie. Und er rappt nebenher und hat seinen eigenen Youtube-Kanal. Ein Kind des neuen Südafrikas, er spricht Xhosa wie seine Eltern, aber lieber Afrikaans, gut Englisch und hat unsere Burenfreunde als zweite Eltern. Nichts scheint unmöglich in diesem verrückten Land.

Wir unterbrechen die grauen Monate Nordeuropas, um unsere alte Heimat zu besuchen, deren Herzlichkeit und Weite uns damals so angezogen hatte, dass wir zehn Jahre hier gelebt haben. Wir machen eine Rundreise durchs Kap, das so verschieden sein kann wie Europas Landschaften, nur überschaubarer. Und wir kommen, um alte Freunde zu treffen und die Sonne zu genießen.

Hundert Kilometer nördlich von Kapstadt, an der Lagune von Langebaan, essen wir im „Strandloper“ ein dreistündiges Menü aus Muscheln, Bauernbrot, Langusten und Fischen aller Art. Hier siedeln schon früh die Fischer an der artenreichen Küste des Kaps und fangen Thunfisch, Makrele, Snoek – eine Art Barrakuda –, Yellowtail, Tintenfisch und vieles mehr. Wir essen nicht an Tischen, sondern sitzen mit dreißig anderen Gästen auf roh behauenen Bänken im Sand. Donnie singt zur Gitarre alte Bob-Marley-Songs, während in alten Ölfässern der Fisch geräuchert wird und ein riesiger Topf auf dem Feuer steht, in dem die Miesmuscheln dampfen. Große Miesmuscheln. Je weiter man nach Norden fährt, desto größer werden sie. Zwischen den Gängen gehen wir schwimmen. Die Sonne brennt, das Meer hat elf Grad, und wenn ich die Augen schließe, bin ich im Südschweden meiner Sommerferienkindheit. Der runde Granitstein wärmt, es reicht nach Salz und Tang. Möwen kreischen, und das Salz spannt auf der Haut.

Am Abend sitzen wir wenige Kilometer nördlich im Hotel „Strandloper Ocean Boutique“ in Paternoster, fünf Sterne im Strandhauslook. „Strandloper“ ist ein beliebter Name, denn er ehrt die Ureinwohner, die hier einst friedlich lebten, die Strandläufer. Deon aus Südafrika und seiner deutsche Frau Simone haben sich diesen Ort ausgedacht. Sie haben nicht nur etliche Kilometer Strand gekauft, um diese unberührte Küste vor Immobilienspekulanten zu beschützen, Simone begann auch mit den Kindern von Paternoster zu arbeiten. Viele leben in zu kleinen, lauten Häusern und kommen nie zur Ruhe. Mit dem Verein „West Coast Kids“ unterstützt sie einen Ort, an dem Schulkinder in Ruhe Hausaufgaben machen können und gefördert werden, und sie lädt regelmäßig Zahnärzte aus Deutschland ein, die die Kinder zusammen mit dem lokalen Zahnarzt behandeln. Die Kinder freuen sich auf die Besuche, dürfen mit dem Besteck spielen und lernen, dass sich mit seine Zähne zu kümmern auch heißt, besser zu essen. Und gesünder zu leben heißt auch, sich selbst wertzuschätzen und auf sich achtzugeben.

Im Restaurant und an der Rezeption arbeiten viele Dorfbewohner, die sich nie vorstellen konnten, jemals an einem solchen feinen Ort Gastgeber zu sein. Sie werden in einem Land ausgebildet, das nie genug Fachkräfte, aber zu viele unterbezahlte Arbeiter ohne Ausbildung hat. Und sie sind Teil einer Familie, die füreinander sorgt. Anders funktioniert die Transformation zu einem freien, neuen Südafrika nicht. Für uns in Europa gilt das Gleiche: Es ist eine Illusion, zu glauben, Freiheit bringe auch Gleichheit. Gegenseitige Anerkennung und echte Gemeinschaft sind harte Arbeit. Soziales Unternehmertum, das wir in Europa immer mehr für uns entdecken, war in Südafrika schon Notwendigkeit, als wir noch dort lebten. Es ist die Antwort auf die Post-



Weites Land, wenig Verkehr: Auf der Route 62 fährt man von Kapstadt aus durch die Karoo nach Port Elizabeth. Foto picture-alliance

Apartheid, die nicht mehr zwischen Schwarz und Weiß trennt, sondern zwischen Arm und Reich. In Südafrika ist es überlebensnotwendig, für die Nachbarschaft mitzudenken.

Von der kalten Küste mit den langen Sandstränden fahren wir in die wildnis schimmernden Zederbergen – ohne Zedern – wandern wir durch ein Flussbett auf der Suche nach jahrtausendalten Höhlenzeichnungen. Die Buschleute, zu denen auch die Strandloper gehörten, lebten am südlichen Ende Afrikas unter vielen wilden Tieren, aber auch sehr isoliert. Keine afrikanischen, europäischen oder malaiischen Stämme bevölkerten diesen Landstrich mit seinem südeuropäischem Klima.

**N**ach und nach lernen wir bei unserer Wanderung zu sehen wie die Buschleute. Die Felsmalereien sind nicht ausgeschildert. Wir suchen nach weißbauchigen, glatten Felsen mit Überhang, unter denen man gut sitzen kann. Hier malten sie die heiligen Elandantilopen, die groß und nahrhaft sind, Frauen mit ihren Kindern auf dem Rücken, Elefanten und Leoparden auf Jagd. Wir entdecken Zeichnung um Zeichnung, rot, minimalistisch, gemalt auf pflanzlichen Drogen oder im Einklang mit der Natur. Ekstatisch.

Wir genießen die Stille, Vögel zwitschern, die Weite summt. Niemand außer uns ist da. Nur die Kunst an den Felsen, gemalte Gedichte aus der Tiefe menschlicher Lebenserfahrung. Nachts spannt sich ein unfassbar großer und detaillierter Sternhimmel über uns auf. Eine andere Tiefe, weil wir kleiner sind. Die Ein-

samkeit um uns wird noch größer, belebter und schöner.

Von den Zederbergen aus fahren wir hügelab durch die sengende Halbwüste der Tankwa Karoo mit ihren roten Bergrücken, die wie schlafende Riesen am Horizont liegen. Am Tankwa Karoo Padstall, einer Bar mit Kramladen, fächelt sich der halbnaakte Besitzer auf seinem Sofa Luft zu. Die Besitzerin nähert poppige Kleider für das nächste „AfrikaBurn“-Festival, bei dem einmal im Jahr Busladungen von Partymenschen aus dem Nichts auftauchen, um bei ihr einzukaufen und wieder ins Nichts zu verschwinden. Über zehntausend Menschen feiern in der platten Wüste, ohne einen Baum weit und breit. Die Besitzerin auf ihrem gemütlichen Stuhl ist immer da. Sie lebt hier. Ihr Laden leuchtet mexikanisch bunt im Nichts, sie lacht uns an und erzählt einfach. Zeit ist in der Wüste relativ.

Die Karoo ist so spärlich bewachsen, dass ein einziges Schaf mehrere Hektar Land benötigt und die Farmen sich über Kilometer erstrecken. Die Natur ist hier größer und so unbesiedelt, wie sie für den Rest der Menschheit noch vor ein- bis zweihundert Jahren war. Südafrika lässt einen das Leben anders spüren. Wir kaufen zehn Liter Wasser, Trockenfrüchte und Droeowors, getrocknete Würste, um durch die Halbwüste zu fahren. Tatsächlich treffen wir drei Stunden lang auf kein Auto und auf keinen Menschen. Wir kommen an zwei verlassen aussehenden Farmen mit Windrädern vorbei, die Wasser aus der Tiefe pumpen sollten, aber stillstehen.

Am Abend frieren wir nach gefühlten 45 Grad im Auto in Sutherland, an der internationalen Sternwarte auf dem baumlosen Plateau der Karoo, wo wir Freunde besuchen. Und es regnet auf die trockene

Landschaft, zwischen deren Ockertönen mitunter das bläuliche Grün der Kräuter und Büsche leuchtet. Seit unserem letzten Besuch vor zwei Jahren hat es kaum geregnet. Angesichts der Weite um uns und der Weite des Alls, das auch mit dem Supertelekop der Sternwarte nicht bevölkert wird, bekomme ich fast das Gegenteil von Platzangst. Ich fühle mich verloren und weiß nicht, ob das gut ist oder nicht. Um so näher sind einem die Menschen. Wir reden mit unseren Freunden, einer Ärztin und dem Ingenieur an der Sternwarte, über das Wichtige im Leben. Was das Leben bringt, womit wir glücklich sind, was abseits der großen Politik wirklich passiert im Land. Genau wie Europa leidet auch Südafrika unter Nationalismus, Korruption, Gleichgültigkeit. Und wie bei uns kommt es auf die Menschen an, die für die Veränderung und für eine größere Gemeinschaft leben.

Südlich von Sutherland auf dem Weg zum Meer besuchen wir eine etwas ungewöhnliche Community, eine Safarilodge. Über die Jahre habe ich etliche Wildparks besucht, um über Naturschutz und Initiativen zu schreiben. Die Menschen, die sich darum bemühen, sind oft eine solidarische Gemeinschaft. Natur- und Artenschutz finden große Unterstützung in Südafrika, auch weil das etwas ist, was trotz aller kultureller Verschiedenheit eint und ein Heimatgefühl gibt.

Das „Sanbona Wildlife Reserve“ ist umgeben von schroffen Bergrücken, die braun und rot in der Abendsonne leuchten. Tierparks machen gutes Geld mit dem gehobenen Tourismus. Hier in Sanbona geht es direkt um den Schutz der Arten, denn es wird von einer gemeinnützigen Organisation betrieben, die in einer sonst für Wein und Trockenfrüchte be-

kannten Gegend einen über fünfzigtausend Hektar großen Wildpark pflegt. Wir schlafen im Zeltcamp in einer Flussbiege. An der Felswand gegenüber schreit eine Truppe Paviane, entweder weil ein Adler dicht über den Nachwuchs hinwegfliegt oder weil sie sich gegenseitig jagen und necken. Ihr Geschrei ist bis in die Nacht zu hören, wenn sie sich vor den großen Raubtieren in den Felsspalten verstecken.

Mit mehreren Lodges und vielen Mitarbeitern hat sich ein für das neue Südafrika typisches Dorf gebildet, in dem Kapmalaien, Buren, Xhosa und andere ethnische Gruppen eine Familie sind, sogar mit eigener Schule. Die Kinder wachsen mit einem Wissen über die Natur und die wilden Tiere auf, wie es früher wohl nur die einheimischen Buschleute hatten. Sie wissen, wie die Elefanten von Wasserloch zu Wasserloch wandern, wo die Löwen sich gern ausruhen und wie Gepardenbabys aussehen, denn die Ranger nehmen sie regelmäßig mit ins Feld.

**W**ir brechen vor Sonnenaufgang auf, in dicke Jacken und Mützen gehüllt. In der Halbwüste schwanken die Temperaturen erheblich. Dann treffen wir auf die ersten Wildtiere. Es erstaunt mich immer wieder, wie gleichgültig wir ihnen sind. Eine staubige Elefantenherde kommt mit einem läufigen Bullen ohrenwedelnd den Hügel herunter und läuft an uns vorbei, angeleitet von der Patriarchin, die nach Wasser schnüffelnd ihren Rüssel immer wieder hochhält. Im Flussbett einen Kilometer weiter kommen uns zwei weiße Löwen zwischen den Bäumen entgegen, jagen sich verspielt und schnüren dann im Tatzengang so nah an uns vorbei, dass ich ihm die Mähne streicheln könnte. Kurz darauf schlank Giraffen mit langen Wimpern. Eine, der wir begegnen, hat Kratzspuren eines Löwen am Hintern, der wieder aufgegeben hat. Tatsächlich sind sie meist zu groß und zu zäh zum Jagen. Die Giraffen kauen gemächlich an den Dornbäumen mit ihren grünen Blättern, die gelben Blüten sind Delikatessen für sie.

Wir Menschen sind in unserem offenen Auto für wilde und durchaus gefährliche Tiere anscheinend bloß ein nicht essbares, großes Objekt, das in der Landschaft herumschaukelt. Wie harmlose Dinosaurier. Harmlos! Und auch schutzlos. Könnten wir diesen Frieden nicht auch miteinander leben? Das ist seit der Ära Mandela die große Frage Südafrikas. Das Land scheint wie ein Vergrößerungsglas für das zu sein, was die Menschen sich Furchtbares und Wunderbares antun können. Als die Multikulturalität bei uns in Europa schon als gescheitert galt, begann man in Südafrika gerade, sich damit auseinanderzusetzen. Konnte ein Miteinander funktionieren statt einem Nebeneinander? Toleranz lebt in einer diversen Gesellschaft davon, voneinander zu lernen, neugierig zu sein und sich gegenseitig zu bereichern.

Die Reise endet in Stanford, unserer alten Heimat, nur wenige Kilometer von der Südspitze Afrikas entfernt. Rund um das viktorianische Dorf leben Künstler und Bauern. Wir treffen Nkosi und viele alte Freunde, mit denen wir um die Zeit der Fußball-Weltmeisterschaft herum gelernt haben, wie eine so diverse Kultur funktionieren kann. Wir wurden Teil dieser Veränderung von unten, befreundeten uns mit Regina, der Ergotherapeutin, die in diesem Bilderbuchdorf anfing, mit wenig Geld Kunst mit Kindern zu machen. In den sechziger Jahren mussten alle „Cape Coloureds“, Menschen kapmalaiischer Abstammung, in ein neues Wohnviertel auf der anderen Seite des Flusses ziehen, die Skema. Viele Eltern arbeiten beide oder sind arm, die Kinder haben nach der Schule nichts zu tun, Drogen sind ein Problem, Alkohol ist ein Problem. Wir starteten damals ein Street-Art-Festival, beide Dörfer kamen sich näher, alte Wunden heilten, und inzwischen wird Reginas Projekt von der Stiftung des Kunstverlegers David Krut unterstützt. Vor allem aber haben die Kinder bessere Möglichkeiten. Sie verstehen die Chancen, die das Leben ihnen jenseits des Dorfes bietet. Darum geht es in Südafrika, denn das Land ist sowohl afrikanisch wie auch europäisch und amerikanisch. Wo soll man sich einordnen? In welche Identität wächst die neue Generation?

Als ich Wilem bei einem Milchshake im Cafe treffe, wird bald klar, was diese Zeit damals für uns bedeutete. Wilem ernährt seine Familie als Farmmanager. Er ist sehnig, stark, hat ein malaiisches und afrikanisches Gesicht mit hellen Augen unter seinem Stoffhut, den er fast nie absetzt. Ich bin einen Kopf größer, der deutsche Schriftsteller mit den zarten, großen Händen. Wir lachen uns an. Wir beide haben in einer Krisenzeit des Dorfes Polizei, Bewohner und Verwaltung an einen Tisch gebracht, haben mit der Wiedervereinigung des Dorfes begonnen, das wie Berlin geteilt war, und wir sind beide daran gewachsen.

Ich sei sein Held, sagt Wilem, sein Vorbild. Das höre ich zum ersten Mal. Er sei auch mein Held und Vorbild, sage ich mit echtem Erstaunen. Als Europäer konnte ich die Brücke zwischen den südafrikanischen Kulturen und Gräben einfacher schlagen. Aber Wilem lebt hier und weiß, wie es ist, Bürger zweiter Klasse zu sein. Jetzt ist er einer der respektiertesten Männer der Gegend, der immer noch gerne und viel an der Wiedervereinigung arbeitet. Als ich mich vom ihm verabschiede, spüre ich wieder diese Klarheit, die Kraft, die dieses wilde Land antreibt, in dem alles größer scheint, weiter, und in dem Licht und Schatten strahlender und tiefer sind.

Fortsetzung von Seite 1

## In Estland

höchst zielgerichteten Interessen und blauäugige Anfänger ohne einen Schimmer miteinander zurecht? Es erfordert Fingerspitzengefühl auf allen Seiten. Keinesfalls sollte man etwa, lernt der Azubi, während die Diskussion um Prachttäucher oder Sterntäucher ihrem erregten Höhepunkt zustrebt, vehement auf diesen imposanten Raubvogel am Waldrand aufmerksam machen, der sich als ordinärer Mäusebussard entpuppt. Es ist, als schwärme man beim Treffen der Ferrari-Sammler von den Feinheiten des VW Golf. Und so läuft er weiter mit und versucht zu sehen, zu hören und zu verstehen. Käuze sind polygam, männlicher- wie weiblicherseits, aha. Niemand trommelt so laut wie der Schwarzspecht. Es gibt Zwei-, Drei- und Vierjahresmäwen, und jede sieht in jedem Entwicklungsjahr anders aus, weshalb sich der Mann aus Cuxhaven auf sie spezialisiert hat. Bei Nordwind ziehen Vögel nicht übers Wasser, sondern warten, bis ein Südwind Schub sie nach Helsinki hinüberberfördert. Die Tannenmeise macht „wizziwizzi“, die Weidenmeise „tschätschä“.

Mal beobachtet der Azubi interessiert, wie zu einem Mäusebussard auf einem Ast ein zweiter einschwebt: Wie denn, was denn, wackliger Sex in luftiger Höhe? Mal verlässt ihn beim Stehen und Warten und Gehen und Stehen der angebrachte Ernst, und er vermutet: Das Haselhuhn, das Haselhuhn, hat wohl woanders viel zu tun. Dann wieder kann er im Gewirr aus Grün und Braun den Weißrückenspecht einfach nicht erkennen. Sieht mal wieder nichts, der Gute, befinden die Kollegen nachsichtig: Zeigen wir ihm eben die App. Sie selbst notieren immer weiter: Großer Brachvogel, Wiesenpieper, Dreizehenspecht.

Auf einem trockengelegten Hochmoor, auf dem Getreide angebaut wird, erlebt die Gruppe die Balz der Birkhähne. In zweihundert Meter Entfernung spreizen vier, fünf schwarze Waldgockel ihre Schwänze wie weiße Fächer und stolzieren aufgeregt aufeinander zu. Wer ist der Schönste, Stärkste, Selbstbewussteste hier in der Balza-



rena? Sie springen hoch, tänzeln, trippeln, ganz Eleganz und Größenwahn. Manchmal dringt ein leises Fauchen herüber, und das Stakkato der Kamearas endet nicht. Gerade als Andreas erklärt, dass sie nur selten aufeinander einhacken, stürzt der eine auf den anderen los, sekundenlang löst sich das Bild in einem schwarz-weißen Federknäuel auf, dann flüchtet der eine, wütend verfolgt vom Steger. Danach schmecken Kaffee und Blätterteigpörrgen aus dem Kofferraum wunderbar, während die Blicke durchs Glas weiterhin hinüberwandern, dorthin, wo die Kombattanten einfach nicht voneinander lassen können.

Doch schließlich hat auch der Azubi seine große Stunde. Im Staatsforst, in dem die Kiefern schlank und gerade hochschießen wie Spargel, fährt der Bus langsam auf dem Waldweg dahin. Blicke scannen das Grün zur Linken und zur Rechten, beiderseits pinselt die frühe Sonne ein Leopardmuster auf den Boden. Und da! Der schwarze Fleck, der sich auf dem hellgrauen, dicken Teppich aus Islandmoos bewegt – ist es ein Elch? Nein, sogar ein Bär! Von wegen, korrigieren die Kollegen, jetzt selbst ganz aufgeregt. Eindeutig ist da ein Auerhahn unterwegs. Den Schwanz gespitzt, wandelt er hochmütig über die sandige Waldbrandschneise, ganz Seht-mich-Prachtkerl-nur-an, verschwindet immer wieder hinter Stämmen und macht sich schließlich in den tiefen Wald davon. „Vielleicht wird es dir ja doch noch ein Birder“, klopft die Frau aus Bayern dem Azubi hoffnungsvoll auf die Schulter. Es klingt, als gebe es nichts Erstrebenswerteres im Leben.

Ganz am Ende ziehen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer Bilanz. Erstaunliche einhundertdrei Arten haben sie in den sechs Tagen entdeckt. Selbst der Mann aus Bayern kann vier neue Einträge in seine Liste aufnehmen. Enten gut, Rauhfußhühner okay, Spechte so lala, Käuze nicht ganz überzeugend, lautend das Fazit. Aber die Wildnis ist nun einmal kein Futterhäuschen – und eine ornithologische Reise kein Wunschkonzert.

**Informationen:** Die beschriebene Reise des Veranstalter Birdingtours (www.birdingtours.de), der ornithologische Exkursionen in alle Welt anbietet, dauert sechs Tage und kostet 1950 Euro pro Person im Doppelzimmer.

## Wanderungen und Safaris rund ums Kap

■ **Anreise** per Flug nach Kapstadt, am Flughafen kann man sich ein Auto mieten und auf eigene Faust herumfahren. Geländegängig muss es nicht sein.

■ **Übernachtung:** Für ein paar Tage in Kapstadt empfiehlt sich zum Beispiel das Fritz Hotel: fritzhotel.co.za. An der Westküste oben ist das Strandloper Hotel die beste Wahl: www.strandloperocean.com. In den Zederbergen lohnt es sich, mindestens zwei Nächte zu bleiben und nach einer Bergtour die Füße im eiskalten Fluss zu kühlen. Im Sanddrif mieten sich viele Südafrikaner ein: www.sanddrif.co.za. Die beste und interessanteste Safarilodge nahe Kapstadt ist das Sanbona: sanbona.com. Die Gegend um Stanford gehört zu den schönsten am Kap, und nur wenige Reisende kennen sie. Auf der Farm von Andries und Coia mit ihren vier Kindern, Schafen und Proteen kann man liebevoll hergerichtete alte Arbeiterhäuser mieten, von denen man wunderbare Rundwege gehen kann: www.beloftebos.co.za/accommodation

■ **Allgemeine Hinweise** bei südafrikanischen Fremdenverkehrszentrale unter www.southafrica.net/de.

